

Selbstbesinnung der Philosophie

Georg Siegmund

Zum klassischen Ideal der abendländischen Philosophie ist der in Gedanken versunkene Sokrates geworden, der durch Stunden hindurch gänzlich Zeit und Raum um sich vergessen konnte, um die in flüchtigem Wandel begriffenen und räumlich auseinanderliegenden Erscheinungen bis zu ihrem unwandelbaren Seinskern zu durchdenken in der Ahnung darum, daß dem menschlichen Geiste Teilhabe an „der“ Wahrheit gewährt ist, die aus dem dunklen Schoße der Seele in mühevoller Hebammenarbeit durch die trügerischen Wirrnisse bloßer Mode-Meinungen und unklarer Ansichten ans Tageslicht bewußter Einsicht gezogen werden kann. Die abgeklärte Ruhe des Alters und der Schimmer des Ewigen liegt über diesem Philosophieren und geben ihm eine eigene Weihe. Diesem Ideal entsprechend sind die großen Denker der abendländischen Philosophie immer wieder als die Gipfel bezeichnet worden, die über die Dunstschwaden und den Lärm des Tales hinaus in helleres Licht ragen, wo freilich auch die Luft dünner ist. Nichts hat dieses Ideal so geädelt als die heitere Ruhe, mit der ein Sokrates und nach ihm mancher andere „Weisheits-Freund“, unberührt vom aufgeregten Lärm Hassender und Liebender, wie auch unberührt von lärmenden Triebregungen der „unteren Seelenhälfte“ zur Bezeugung ihres unbeeirrten Stehens zu „der“ Wahrheit ihr Leben hingaben. In klarem Gegensatz heben sich davon die Modephilosophen ab, jene „Zwitterwesen von Philosoph und Politiker“, wie sie sich selbst nannten, die das Ideal „der“ Wahrheit bekämpfen, in wendiger Geschicklichkeit vor den Zeitmoden dienern, wie auch in demagogischer Hetze die Leidenschaften der Masse gegen „den“ Philosophen aufstacheln.

Darin unterscheidet sich Sokrates unverwechselbar von den Sophisten, zu denen er irrigerweise gezählt wurde, daß er von einer allgemeinen für alle verbindlichen Wahrheit überzeugt war, die das menschliche Denken unabhängig von Vorteilen und Nachteilen normiert. Nach eigenen Gesetzen fortschreitend soll das Denken zu ihr gelangen. In wissendem Nichtwissen streckt sich der Eros sehnd nach der ewigen Wahrheit aus — nicht nur um zu erkennen und zu wissen, sondern um die Lichter aufzustecken, die den eigenen Lebenspfaden voranzuleuchten haben, oder — wie es in der platonisch-aristotelischen Fortbildung heißt — die Ideen aufzufinden, die zugleich unvergängliche Werdeziele des Lebens sind. Hier ist eine „Lebens“-Philosophie am Werke, der Leben nicht bloß Zerfließen, Zerstäuben und Zersprühen in der Zeit ist, sondern Werden als Fließen in der Zeit zu einem überzeitlichen Ziele. Leben ist hier Ineinsbindung von unvergänglich Stehendem mit lebendigem Werdefluß. Diese „Lebens“-Philosophie erwies sich in ihrer geschichtlichen Auswirkung als Paidagogos auf den hin, der sich zugleich „das“ Leben und „die“ Wahrheit nannte.

Erneut ist der Gegensatz Sokrates-Sophisten zur Zeitsignatur geworden. Die jüngste Vergangenheit, die eben hinter uns liegt und deren Erdbebenerschütterungen am Verrollen sind, gab sich bewußt als „Erfüllung Nietzsches“ aus. Und eben dieser Denker setzt sich mit den Sophisten gleich, um mit leidenschaftlicher Gereiztheit Sokrates zu befeinden, ja als „Kanaille“ zu beschimpfen — nicht weil er zunächst den historischen Sokrates treffen will, sondern den Sokrates, der unsterblich weiter lebt, den „Weisheits-Freund“, der, von der ewig unvergänglichen Wahrheit überzeugt, bereit ist, mit der weltüberlegenen sokratischen Ruhe dafür zu sterben. Und wahrhaftig — haben wir nicht den „Geisterkrieg“ erlebt, den der Philosoph mit dem Hammer, der sich selbst Dynamit genannt hat, zwar nicht allein, aber doch im Verband mit anderen heraufbeschworen hat, jenen „Krampf von Erdbeben“, den er vorausgesagt, jene „Versetzung von Berg und Tal, wie dergleichen nie geträumt worden ist“? Sind nicht — wie er gewollt — „alle Machtgebilde der alten Gesellschaft in die Luft gesprengt“, der „Krieg, wie es noch keinen auf Erden gegeben“ (Nietzsches Werke 8,422 f), blutige Wirklichkeit geworden? Haben nicht in den letzten Jahren viele in heroischer Klarheit Blut-

zeugnis für ihr Stehen zu den ewigen Wahrheiten abgelegt und damit dem Sokrates-Ideal neue Weihe verliehen?

Nietzsche greift Sokrates mit dem innerlich widersprüchlichen Argument an, seine Doktrin sei ein Phänomen der Dekadenz, wenn er auch sonst die infame Gesundheit des Plebejers habe, in dessen Seele die Kanaille hocke (15,461). Er reiht sich den Sophisten ein, die alles in Frage stellen, jede Gewißheit der Erkenntnis leugnen, durch dialektische Machenschaften Zweifel schüren und die Ethik ihrer Autorität entkleiden. „Sie haben“ — meint er zustimmend — „die Moral, die alle starken Geister haben, um ihre Immoralität zu wissen. Ihre Ehre war es, keinen Schwindel mit großen Worten zu treiben“. Starke Geister sind Entlarver, stürzen alle Wahrheiten von ihren Altären. Eine Wahrheit an sich sei „eine gefährliche Fiktion“. Mit dem Wahrheitsbegriff werden die ewigen Werte zertrümmert und die sittliche Bedenkenlosigkeit zum Gesetz erhoben. Die alten Tafeln werden zerschlagen! „Du sollst nicht rauben! Du sollst nicht totschiagen! — solche Worte hieß man einst heilig. Vor ihnen beugte man die Knie und Köpfe und zog die Schuhe aus. Aber ich frage euch: wo gab es bessere Räuber und Totschläger in der Welt, als es solche heilige Worte waren? . . . Ist in allem Leben nicht selber Rauben und Totschiagen?“ (7, 295).

Geist — der den Menschen auszeichnete und ihm das Vordringen zum Ewigen ermöglichte, wird in der sophistischen Zeitphilosophie bloße Funktion des Blutes. Darauf baut sich jene verhängnisvolle biologistische „Kultur-Philosophie“ — wenn man diese Bezeichnung dafür überhaupt verwenden darf —, die in Spengler, Hauer und Rosenberg ihre Popularisatoren gefunden hat. Nietzsche hatte gesagt: „Leib bin ich ganz und gar, und Nichts außerdem; und Seele ist nur ein Wort für ein Etwas am Leibe“ (6, 46 ff). Spengler führt Nietzsches Gedanken, der Mensch sei ein „Raubtier“, weiter: „Die Taktik seines Lebens ist die eines prachtvollen, tapferen, listigen, grausamen Raubtieres. Er lebt angreifend, tötend, vernichtend. Er will Herr sein, seitdem es ihn gibt“. Schon die Seele des ersten Menschen kannte nach ihm „den Rausch, des Gefühls, wenn das Messer in den feindlichen Leib schneidet, wenn Blutgeruch und Stöhnen zu den triumphierenden Sinnen dringen“ (Der Mensch und die Technik 1931, 23 u. 34). Wenn selbst Philosophen, wie der Kantianer Hans Vaihinger, den Menschen

„eine an Größenwahn erkrankte Affenspezies“ nennen oder Th. Lessing von der Menschheit als einer „Gattung durch Wissenschaft großwahnstinnig gewordener Raubaffen“ spricht, kann es da wundernehmen, daß sich auch einmal Verwegene finden, die aus diesem frivolen Spiel mit Worten blutigen Ernst machen?

„Leben“ wird in dieser „Lebens-Philosophie“ etwas ganz anderes; es hat nichts mehr zu tun mit dem klassischen Lebensbegriff, der zeitliches Werden zur ewigen Idee hin beinhaltete. „Leben“ ist hier Flucht aus aller Geborgenheit im Feststehenden hinein in den wirbelnden Rausch. Nietzsche war der „fugitivus errans“, der täglich irgendeinen beruhigenden Gedanken zu verlieren wünschte und in dieser täglich größeren Befreiung sein Glück wähnte. Sein Denken wird damit zur Ideenflucht, die in geistreichem Funkenwerk zerstiebt. Das Gesicht dieser Flüchtigen wird das „Kino-Gesicht“ (Picard) solcher, die sich im Draußen verloren nicht mehr heimfinden, weil sie kein Heim mehr haben. Leben wird so zu einem Bündel von Erlebnissen, zu bloßem Existieren ohne Sein. Was aber, wenn das begrenzt zugemessene Pfund vitaler Kraft in Erlebnissen versprüht ist, noch bleibt, ist in der Tat nur ein überreiztes „Nerven-Bündel“, dem selbst noch die Kraft zu gesunder Selbsterneuerung fehlt, da es sich eigenmächtig aus dem gesunden Rhythmus der Natur herausgerissen hat. Die Natur schlägt zurück. Nietzsche mußte es an sich erfahren. Hinter den hämmernden Schläfen „ein Zucken brennender Schmerzen, ein Flackern ewiger Wachheit, ein entsetzliches Schlaflossein, das er vergebens mit immer stärkeren Dosen von Chloral zu betäuben versuchte. Alle Organe waren erschüttert durch eine Überempfindlichkeit der Nerven“ (Rud. Graßmann, nach Cl. Gahlen, *Der Kronzeuge*, 1939, 25). Überreizte Wachheit, Unfähigkeit, in den Rhythmus der mütterlich hütenden Natur zurückzukehren zu gesunder Erneuerung, wurde die Zeitkrankheit des Relativismus. Die ruhige Mitte, in der sich der Mensch wiederfinden konnte, war verloren. War einmal das Maßhalten in der Mitte, die mesotes, als Mittelmäßigkeit und Banalität verschrien, so blieb nur eins: von einem Extrem ins andere fallen. Der in diesem Zeitgeist „gebildete“ Mensch war damit reif, von der stärksten suggestiven Macht hypnotisiert zu werden, um dann als willenloses Teil in eine Masse eingeknetet zu werden.

Das hatte Nietzsche richtig erfaßt, daß der stärkste Trieb des entgeisteten Menschen der Machttrieb ist, der Rausch der Stärke, der Überwältigung des Schwächeren, wie daß dieser Trieb uner-sättlich ist, nichts will als immer mehr Macht, daß er eine Gier ist, sich mehr und mehr an dem Niederschlagen der anderen zu berauschen, und doch ein Rausch, der die Seele nicht erfüllt.

War einmal in der philosophischen Zeit-Ideologie nicht mit dürren sachlichen Worten, sondern in prophetisch hinreißender Weise hingewiesen auf das eigentliche und wahre Ziel „der großen Politik“: ein schöpferisches Geschlecht von Führern hervorzubringen, die selbst das Schicksal der Menschen in ihre Hand nehmen, mußte da nicht bei genialisch veranlagten Menschen die geheime Frage nagen, ob sie nicht selbst etwa schon zu der „verwegenen herrschenden Rasse“ (16, 336) zählen, ob sie nicht vom Schicksal dazu bestimmt seien, die großen Gesetzgeber der Menschheit zu werden, allein berechtigt, auf den Block der dumpfen Herdenmasse als Sockel eigener Größe zu treten? Und war einmal der Schritt vom Traum in die Wirklichkeit gewagt, so mußten sich — wie es immer in solchen Fällen geschieht — jene Lakaiennaturen sophistischer Modephilosophen anbieten, die sich beeilten, den ideologischen Schemel zu zimmern, auf den die verwegenen Machthaber ihren Fuß setzen konnten.

Nun, nachdem der durch die „Uebermenschen“ entfesselte Wahn ausgerast ist, und nach den Ursachen der furchtbaren Zerstörungen gefragt werden muß, darf philosophische Besinnung nicht am Vordergründigen haften bleiben, muß vielmehr zu den schuldigen Geistesströmungen vorstoßen. Denn im letzten Grunde sind es geistige Mächte, die miteinander ringen, nicht politische und nicht wirtschaftliche. Nicht zuletzt trägt an dem Zerstörungswerk Schuld die relativistische Sophistik der Zeit, die den Glauben an die ewigen Wahrheiten und Werte untergrub und befeindete, jenes Dirnentum der Philosophie, die ihrer würdigen Ahnen uneingedenk zu kriecherischer Mode-Dienerei entartete. Ihre Buße und Umkehr kann nur echt sein, wenn ihre Geschwätzigkeit verstummt und sie in Schweigen Ehrfurcht lernt.

Soll der Nietzsche-Geist des Relativismus überwunden werden, so muß zuerst die individualistische Ichbefangenheit des modernen Menschen überwunden werden. Erst muß der Mensch die Wirklichkeit wieder sehen lernen, sehen wollen, nichts als die volle, unverfälschte, unzerstückte, nüchterne Wirklichkeit.

Er muß sich frei machen von aller Verhaftung an das Ich, die den Blick trübt. In der Bergpredigt stehen die Worte: „Das Licht deines Leibes ist dein Auge. Ist dein Auge gesund, so wird dein ganzer Leib erleuchtet sein; ist aber dein Auge krank, so wird dein ganzer Leib im Finstern sein. Wenn nun aber das Licht in dir verfinstert ist, wie groß muß dann die Finsternis sein!“ (Mt 6, 22 f). Mit dem Auge ist die seelisch-geistige Sehfähigkeit gemeint. Soll unsere Stellung und Wertung im Leben richtig sein, so ist die notwendige Voraussetzung, daß keine Trübung des Auges das Bild der Welt verfälscht.

Die Wahrheitsliebe und was wir ihr schuldig sind, ist — wie Heinrich Scholz in seinen Zeitfragmenten „Zwischen den Zeiten“*) sagt — eines der unerschöpflichen großen Themen, zu denen immer wieder einmal etwas gesagt werden muß, was eine Spur hinterläßt. Oder es ist überhaupt nicht der Mühe wert, daß die Wahrheitsliebe auf den Leuchter gestellt wird. „Den Menschen von heute muß die Forderung der Wahrheitsliebe treffen „wie ein Appell, der aus einem ehrlichen Ringen nach einer letzten Klarheit und aus einem ebenso ehrlichen Kampf gegen alle Verdunklungsübungen entspringt“. (5)

„Indem wir auf die Erkenntnis der Sache um ihrer selbst, um der Reinheit der Erkenntnis willen, hinstreben, vollenden wir uns zugleich auch sittlich. Deshalb ist alles Erkenntnisstreben zugleich auch sittlicher Kampf . . . Ein großer Teil des menschlichen Irrrens hängt jedenfalls zusammen mit der Verblendung durch den falsch eingestellten Willen“ (Peter Wust).

„Nichts ist seltener als der Fall, daß jemand die Kritik an sich selber übt, die er der Wahrheit schuldig ist . . . Das Seltenste in der Welt ist ein Volk, das die Wahrheit so respektiert, daß es sich um der Wahrheit willen aufrafft zu einer Kritik an sich selbst“. Die Wahrheitsliebe fordert „ein Opfer im Raum des Selbstgefühls, das in einem gravierenden Falle von einer erdrückenden Größenordnung sein kann. Wer sich diesem Opfer entzieht, ist der Wahrheitsliebe schon untreu geworden“ (H. Scholz).

Eine solche völkische Selbstkritik legt Scholz grund, wenn er das zusammengebrochene System als ein Sparta ansieht, ein Sparta im Stil des Nietzscheschen Übermenschen, das Athen und alles Athenische in Ruinen gelegt hat. „Dieses Athen wieder

*) Heinrich Scholz, *Zwischen den Zeiten*, Tübingen-Stuttgart 1946, 21.

aufzubauen, es neu aus den Trümmern hervorzurufen, in denen es versunken ist, ist des Schweißes der Edlen wert. Es ist ein Werk, das wie kein zweites die tief erschütterte Ehre des deutschen Geistes von neuem in zäher Arbeit befestigen wird“.

Heinrich Denifle O. P. und Kardinal Franz Ehrle S. J.

Ein nachträgliches Gedenken zu ihrem hundertsten Geburtstag

Univ. Prof. Dr. Martin Grabmann

Ein kurzes Gedenkwort soll zwei ganz großen Gelehrten und Forschern zu ihrem 100. Geburtstag gewidmet sein. Es kann sich natürlich nur um eine allgemeine Charakteristik, um Herausarbeitung der Wesenszüge einer ganz gewaltigen wissenschaftlichen Lebensarbeit handeln. Da für meine eigene wissenschaftliche Lebensarbeit meine persönlichen Beziehungen zu beiden von Einfluß und Wert gewesen sind, soll in diesen Zeilen auch pietätvolle Dankbarkeit mitklingen. Zwei große Gelehrten gestalten stehen hier vor uns von verschiedenem Temperament, die jedoch in inniger Zusammenarbeit sich gegenseitig verstanden, die auch in der Hingabe an ganz große wissenschaftliche Aufgaben und Ziele und in der treuen Liebe zur Kirche geeint waren.

I

Joseph Denifle¹⁾ wurde am 16. Januar 1844 zu Imst in Tirol als Sohn eines Volksschullehrers geboren. Frühzeitig Doppelwaise geworden, machte er seine Gymnasialstudien in Brixen und trat 1861 in Graz in den Dominikanerorden ein, in welchem er den Ordensnamen Heinrich Seuse erhielt. Philosophie und Theologie studierte er im Ordensstudienhaus zu Graz. Nach Empfang der Priesterweihe setzte er seine Studien im Colle-

1) M. Grabmann, P. Heinrich Denifle O. P., eine Würdigung seiner Forschungsarbeit, Mainz 1905. H. Grauert, Heinrich Denifle O. Pr. Ein Wort zum Gedächtnis und zum Frieden, Freiburg 1905. A. Pelzer, in Revue néoscolastique 1905, 258—374. J. P. Kirsch im Revue d'Histoire ecclésiastique 1905, 665—676. A. Walz O. P. im Angelicum 1940, 245—250 mit vollständigen Cenni bibliografici.